

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Allende, Isabel
Amandas Suche

Roman
Aus dem Spanischen von Svenja Becker

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4600
978-3-518-46600-1

suhrkamp taschenbuch 4600

San Francisco, die Stadt der ewigen Optimisten und Freigeister, wird von einer blutigen Mordserie heimgesucht. Chief Inspector Martín setzt Himmel und Hölle in Bewegung, doch der Mörder ist ihm immer einen Schritt voraus. Wäre da nicht Martins scharfsinnige Tochter Amanda, die zusammen mit ihrem Großvater und einigen Internetfreunden nach Hinweisen forscht. Sie sind fest entschlossen, den Täter zu schnappen, und bemerken erst viel zu spät, wie bedrohlich nahe sie dem Grauen gekommen sind: Plötzlich verschwindet Amandas Mutter spurlos, und die Tochter muss über sich hinauswachsen, um den Menschen zu retten, der ihr am nächsten steht.

Isabel Allende, 1942 in Chile geboren, ging nach Pinochets Militärputsch 1973 ins Exil. Die Erinnerungen ihrer Familie, die untrennbar mit der Geschichte ihres Landes verwoben sind, verarbeitete sie in dem Weltbestseller *Das Geisterhaus*. Allende zählt zu den meistgelesenen Autorinnen weltweit, ihr gesamtes Werk erscheint auf Deutsch im Suhrkamp Verlag.

Svenja Becker lebt als Übersetzerin (u. a. Juan Carlos Onetti, Carla Guelfenbein, Hernán Rivera Letelier) in Saarbrücken.

Zuletzt sind von Isabel Allende erschienen: *Aphrodite. Eine Feier der Sinne* (st 4266), *Mayas Tagebuch*. Roman (st 4444) sowie *Fortunas Tochter*. Roman (st 4383).

www.isabelallende.de

Isabel Allende
Amandas Suche

Roman

Aus dem Spanischen von
Svenja Becker

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
El juego de Ripper bei Plaza & Janés, Barcelona.

Erste Auflage 2015

suhrkamp taschenbuch 4600

© Suhrkamp Verlag Berlin 2014

© Isabel Allende, 2014

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert

oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagfoto: Reilika Landen/Arcangel Images

Umschlag: Cornelia Niere, München

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46600-1

*Für William C. Gordon,
meinen Kompagnon in der Liebe
und im Verbrechen.*

»Meine Mutter lebt noch, aber am Karfreitag um Mitternacht bringt er sie um«, versicherte Amanda Martín dem Chief Inspector, und der zweifelte keinen Moment an dem, was sie sagte, denn die Kleine hatte bewiesen, dass sie mehr wusste als er und alle seine Kollegen von der Mordermittlung zusammen. Irgendwo auf den achtzehntausend Quadratkilometern der San Francisco Bay Area wurde die Frau gefangen gehalten, ihm blieben nur wenige Stunden, um sie zu finden, und er hatte keine Ahnung, wo er mit der Suche beginnen sollte.

Den ersten Mord hatten die Jugendlichen »Baseballschläger im Abseits« getauft, um das Opfer nicht durch eine präzisere Lokalisierung herabzuwürdigen. Die fünf trafen sich zusammen mit einem schon etwas älteren Herrn an ihren Computern für das Rollenspiel *Ripper*.

Am Morgen des 13. Oktober 2011 kamen die Viertklässler der staatlichen Golden-Hills-Schule in San Francisco um 8:15 Uhr zum rhythmischen Schrillen der Trillerpfeife ihres Sportlehrers, der in der Tür stehen blieb, in die Turnhalle getraut. Die geräumige und gut ausgestattete Halle verdankte sich der großzügigen Spende eines ehemaligen Schülers, der in den wilden Zeiten der Immobilienspekulation ein Vermögen gemacht hatte, und diente der Schule außer zum Sportunterricht auch für Abschlussfeiern, Konzert- und Theateraufführungen. Zum Aufwärmen hätten die Kinder an diesem Morgen eigentlich zwei vollständige Runden um das Basketballfeld laufen sollen, aber ein unerwarteter Anblick in der Mitte der Halle brachte sie zum Stehen, denn

dort hing über einem Seitpferd ein Mann mit heruntergezogener Hose, aus dessen entblößtem Hintern der Griff eines Baseballschlägers ragte. Staunend umringten die Kinder ihren Fund, dann ging ein Neunjähriger, kühner als seine Mitschüler, in die Hocke, fuhr mit dem Zeigefinger durch die dunkle Pfütze auf dem Boden und stellte fest, dass es sich hier, da es keine Schokolade war, um angetrocknetes Blut handeln musste, ein anderer hob eine Patronenhülse auf und ließ sie in seiner Hosentasche verschwinden, um sie in der Pause gegen einen Porno-Comic zu tauschen, und ein Mädchen filmte die Leiche ungeniert mit dem Handy. Bei jedem Ausatmen einen Pfiff ausstoßend, hüpfte jetzt der Sportlehrer auf den Schülerpulk zu und erlitt beim Anblick des Spektakels, das keineswegs wie ein Scherz wirkte, einen Nervenzusammenbruch. Der Lärm der Schüler rief weitere Lehrer auf den Plan, die trieben die Klasse schreiend und schubsend aus der Halle, schleiften den Sportlehrer ins Freie, zogen den Baseballschläger aus dem Toten und entdeckten, als sie den Mann auf den Boden legten, ein blutiges Loch in der Mitte seiner Stirn. Sie breiteten zwei Sweatshirts über ihn und schlossen dann die Türen, um auf die Polizei zu warten, die bereits neunzehn Minuten später eintraf; mittlerweile war der Tatort derart von Fremdspuren verunreinigt, dass sich unmöglich mit Gewissheit sagen ließ, was um alles in der Welt hier geschehen war.

Wenig später erklärte der Leiter der Homicide Division, Bob Martín, in einer ersten Pressekonferenz, man habe das Opfer als Ed Staton identifiziert, 49 Jahre, Wachmann an der Schule. »Was ist mit dem Baseballschläger?«, rief einer der Journalisten, worauf der Inspector, der sich ärgerte, weil das für Ed Staton erniedrigende und für die Bildungseinrichtung peinliche Detail bereits durchgesickert war, antwortete, man müsse die Autopsie abwarten. »Gibt es einen Verdächtigen? War der Wachmann homosexuell?« Über die auf ihn ein-

prasselnden Fragen hinweg erklärte Bob Martín die Pressekonferenz für beendet, versicherte jedoch, die Presse werde von seiner Abteilung über den Stand der Ermittlungen, die unverzüglich unter seiner Leitung begonnen hatten, auf dem Laufenden gehalten.

Am Abend zuvor hatten Schüler des Abschlussjahrgangs in der Halle eine abgedrehte Musicalkomödie für Halloween geprobt, etwas mit Zombies und Rock'n'Roll, von den Vorfällen hatten die Schüler aber erst am nächsten Morgen erfahren. Nach Berechnungen der Polizei war der Mord ungefähr um Mitternacht geschehen, zu dieser Zeit befand sich niemand mehr im Schulgebäude, nur drei Jungs von der Rockband verstaute noch auf dem Parkplatz ihre Instrumente in einem Van. Sie waren die Letzten, die Ed Staton lebend gesehen hatten, und gaben zu Protokoll, der Wachmann sei gegen 00:30 Uhr in einem Kleinwagen weggefahren und habe ihnen vorher zugewinkt. Sie hatten in einiger Entfernung auf dem unbeleuchteten Parkplatz gestanden und waren sich zwar sicher, die Uniform im Mondlicht erkannt zu haben, konnten sich jedoch über die Farbe und die Marke des Wagens, in dem er wegfuhr, nicht einig werden. Außerdem hatten sie nicht sehen können, ob noch jemand im Auto saß, aber die Polizei ging davon aus, dass der Wagen nicht dem Opfer gehörte, denn dessen metallicgrauer Jeep parkte nur wenige Meter vom Van der Musiker entfernt. Man vermutete, dass Staton von jemandem abgeholt worden war und später noch einmal zur Schule zurückkehrte, um sein eigenes Auto zu holen.

In einer zweiten Stellungnahme erklärte der Leiter der Homicide Division vor der Presse, der Wachmann habe eigentlich bis 6 Uhr früh Dienst gehabt und man wisse nicht, weshalb er in dieser Nacht das Gebäude verlassen hatte und später in die Schule zurückgekehrt war, wo ihn der Tod erwartete. Seine Tochter Amanda sah das Interview im Fern-

sehen, rief ihn hinterher an und korrigierte ihn: Nicht der Tod habe Ed Staton erwartet, sondern sein Mörder.

Dieser erste Mord verleitete die Ripper-Spieler zu etwas, das sich zu einer gefährlichen Obsession auswachsen sollte. Die fünf stellten sich dieselben Fragen wie die Polizei: Wo war der Wachmann in der kurzen Zeitspanne, nachdem die Musiker ihn gesehen hatten, bis zum mutmaßlichen Todeszeitpunkt? Wie war er zurückgekommen? Wieso hatte er sich nicht gewehrt, ehe man ihm in die Stirn schoss? Was hatte der Baseballschläger in dieser intimen Körperöffnung zu bedeuten?

Womöglich hatte Ed Staton das Ende bekommen, das er verdiente, aber moralische Fragen interessierten die Spieler nicht, sie hielten sich an die Fakten. Früher hatte sich ihr Rollenspiel auf ausgedachte Verbrechen beschränkt, begangen im stets nebligen London des 19. Jahrhunderts, und ihre Figuren hatten Übeltäter gejagt, die mit Äxten und Eispickeln bewaffnet waren oder auf andere klassische Weise den Frieden der Stadt störten, aber das Spiel bekam eine realistischere Note, als Amanda Martín vorschlug, sie sollten ihre Ermittlungen auf das ausweiten, was im nebligen San Francisco geschah. Die bekannte Fernsehastrologin Celeste Roko hatte der Stadt ein Blutbad prophezeit, und Amanda wollte diese einzigartige Gelegenheit nutzen, um die Kunst des Wahrsagens auf die Probe zu stellen. Dazu sicherte sie sich die Unterstützung der Ripper-Spieler und die ihres besten Freundes, Blake Jackson, der zufällig auch ihr Großvater war, ohne zu ahnen, dass aus dem Zeitvertreib bitterer Ernst werden sollte und ihre Mutter, Indiana Jackson, zu den Opfern gehören würde.

Die Ripper-Spieler waren eine erlesene, über den Globus verteilte Schar von Sonderlingen, die sich im Internet zusammengefunden hatten, um den mysteriösen Jack the Ripper zu fassen und zu vernichten, wobei es auf dem Weg eine

Menge Hindernisse zu überwinden und Gegner zu besiegen galt. Als Spielleiterin war es Amandas Aufgabe, die einzelnen Etappen zu planen und dabei die Stärken und Schwächen der Figuren im Auge zu behalten, die sich die Spieler jeweils als Alter Ego zugelegt hatten.

Ein Junge aus Neuseeland, der nach einem Unfall querschnittsgelähmt war und im Rollstuhl saß, in Gedanken aber frei durch fantastische Welten reiste und in der Vergangenheit wie in der Zukunft zu Hause war, hatte die Rolle von Esmeralda übernommen, einer cleveren und fragefreudigen Vagabundin. Ein anderer, der einsam und verängstigt in New Jersey bei seiner Mutter lebte und in den letzten zwei Jahren sein Zimmer nur verlassen hatte, um aufs Klo zu gehen, war Sir Edmond Paddington, englischer Oberst a. D., ein machohaftes Großmaul und als Fachmann für Waffen und Militärstrategien überaus nützlich für das Spiel. In Montreal war eine Neunzehnjährige, die ihr kurzes Leben überwiegend in Kliniken für Menschen mit Essstörungen verbracht hatte, in die Figur der Abatha geschlüpft, eine mit übersinnlichen Fähigkeiten ausgestattete Hellseherin, die Gedanken lesen, Erinnerungen heraufbeschwören und mit Geistern sprechen konnte. Ein dreizehnjähriger afroamerikanischer Waisenjunge mit einem IQ von 156, der als Stipendiat eine Privatschule für Hochbegabte in Reno besuchte, entschied sich für Sherlock Holmes, weil logisches Herleiten und Schlussfolgern für ihn ein Kinderspiel war.

Amanda besaß keine eigene Figur, leitete das Spiel und achtete auf die Einhaltung der Regeln, hatte sich aber, seit es um das Blutbad ging, ein paar kleinere Anpassungen erlaubt. So verlegte sie die Handlung, traditionell im London des Jahres 1888 angesiedelt, ins San Francisco des Jahres 2012. Außerdem stellte sie sich, entgegen der Regel, einen buckligen Schergen zur Seite, der Kabel hieß, nicht besonders helle, aber folgsam und treu war und noch ihre abwegigsten Befehle zu befolgen hatte. Ihrem Großvater, Blake Jackson,

entging nicht, dass der Name des Schergen ein Anagramm seines Vornamens war. Mit seinen vierundsechzig Jahren war er dem Alter für Kinderspiele eigentlich entwachsen, machte bei Ripper aber mit, weil er mit seiner Enkelin etwas mehr teilen wollte als Horrorfilme, Schachpartien und die Logikrätsel, bei denen sie gegeneinander antraten und die er zuweilen nach Beratung mit zwei Freunden, die an der University of California in Berkeley Philosophie und Mathematik unterrichteten, für sich entscheiden konnte.

JANUAR

Montag, 2. 1.

Mit dem Gesicht nach unten lag Ryan Miller auf der Massagebank und döste unter dem wohlthuenden Einfluss von Indiana Jacksons Händen, die Reiki im ersten Grad anwandte. Miller hatte ungefähr sechzig Seiten zu der von dem japanischen Buddhisten Mikao Usui 1922 entwickelten Methode gelesen und wusste, dass sich die Wirksamkeit von Reiki wissenschaftlich nicht belegen ließ, vermutete aber doch eine geheimnisvolle Kraft dahinter, da die Konferenz der katholischen Bischöfe der Vereinigten Staaten die Methode im Jahr 2009 zu einer Gefahr für die geistige Gesundheit der Christenheit erklärt hatte.

Indiana Jackson praktizierte in Büro Nr. 8 im zweiten Stock der berühmten »Ganzheitlichen Klinik« von North Beach, im Herzen des italienischen Viertels von San Francisco. Ihre Tür war indigoblau gestrichen, in der Farbe der Spiritualität, und die Wände in einem hellen Grün, der Farbe der Gesundheit. Auf ihrem Türschild stand in kursiven Lettern *Indiana, Heilerin* und darunter ihr Angebot: Intuitive Massage, Reiki, Magnet-, Kristall-, Aromatherapie. An der Wand ihres winzigen Vorzimmers hing ein grellbuntes Tuch aus einem Asia-Laden, das die Göttin Shakti zeigte, eine sinnliche junge Frau mit schwarzem Haar, rotem Sari und jeder Menge Goldschmuck, die in der rechten Hand ein Schwert und in der linken eine Blume hielt. Die Göttin vervielfachte sich durch etliche weitere Arme und Hände, die ebenfalls Symbole ihrer Macht hielten, angefangen bei einem Musikinstrument bis hin zu etwas, das auf den ersten Blick wie ein Mobiltelefon aussah. Indiana verehrte Shakti sehr und war sogar drauf und dran gewesen, ihren Namen anzuneh-

men, doch hatte ihr Vater, Blake Jackson, ihr klargemacht, dass für eine großgewachsene Nordamerikanerin, die üppig beleibt und blond war und vage an eine Aufblaspuppe erinnerte, der Name einer hinduistischen Gottheit nicht tragbar war.

Wegen seiner militärischen Ausbildung und beruflichen Tätigkeit war Ryan Miller ein eher misstrauischer Mensch, überließ sich Indianas Behandlung aber mit tiefer Dankbarkeit und fühlte sich nach jeder Sitzung beschwingt und froh, was am Placebo-Effekt und seiner verliebten Hingerissenheit liegen mochte, wie sein Freund Pedro Alarcón glaubte, oder an der Harmonisierung seiner Chakren, wie von Indiana behauptet. Die friedvolle Stunde bei Indiana war das Beste an seinem Junggesellenleben, er fand mehr Nähe in den Heilbehandlungen bei ihr als in dem komplizierten Sexgeplänkel mit Jennifer Yang, der hartnäckigsten Geliebten, die er je gehabt hatte. Er war ein großgewachsener und durchtrainierter Mann, besaß den Nacken und das Kreuz eines Kämpfers, Arme wie Baumstämme, dazu aber schlanke Zuckerbäckerhände, trug sein braunes, graumeliertes Haar büstenkurz, hatte strahlend weiße Zähne, die unmöglich echt sein konnten, helle Augen, eine demolierte Nase, und wenn man den Stumpf mitzählte, trug er dreizehn sichtbare Narben am Körper. Indiana Jackson vermutete noch einige mehr, hatte ihn aber nie ohne Unterhose gesehen. Noch nicht.

»Wie fühlst du dich?«, wollte sie wissen.

»Blendend. Dieser Nachtschgeruch macht mich hungrig.«

»Das ist reines Orangenöl. Wenn du dich drüber lustig machst, weiß ich nicht, wozu du herkommst, Ryan.«

»Um dich zu sehen, wozu sonst.«

»Dann ist das hier nichts für dich«, entgegnete sie verärgert.

»Merkst du denn nicht, dass ich bloß Spaß mache, Indi?«

»Orange ist ein junger und fröhlicher Duft, zwei Eigenschaften, die du brauchen kannst, Ryan. Das Reiki ist so

mächtig, dass manche Schüler im zweiten Grad es aus der Ferne anwenden können, ohne den Patienten zu sehen, aber ich müsste zwanzig Jahre in Japan lernen, um so weit zu kommen.«

»Versuch das ja nicht. Ohne dich wäre das hier ein schlechtes Geschäft.«

»Heilen ist kein Geschäft!«

»Von etwas muss man aber leben. Du nimmst weniger als deine Kollegen in der Ganzheitlichen Klinik. Was glaubst du kostet zum Beispiel eine Akupunktursitzung bei Yumiko?«

»Keine Ahnung, und das interessiert mich auch nicht.«

»Fast doppelt so viel wie die Stunde bei dir. Lass mich mehr bezahlen«, drängte Miller.

»Mir wäre es lieber, du würdest gar nichts bezahlen, schließlich sind wir Freunde, aber wenn du nicht zahlen musst, kommst du bestimmt nicht. Du kannst keinem einen Gefallen schuldig bleiben, der Stolz ist deine Sünde.«

»Würdest du mich vermissen?«

»Nein, wir würden uns ja außerhalb der Praxis weiter sehen, aber du würdest mich vermissen. Gib zu, dass meine Behandlung dir hilft. Denk an die Schmerzen, die du hattest, als du zum ersten Mal hier warst. Nächste Woche machen wir eine Sitzung mit Magneten.«

»Und Massage, hoffe ich. Du hast die Hände eines Engels.«

»Meinetwegen auch Massage. Und zieh dich endlich an, draußen wartet der nächste Patient.«

»Findest du es nicht bemerkenswert, dass du fast ausschließlich Männer behandelst?« Miller schwang sich von der Liege.

»Nicht ausschließlich Männer, ich behandle auch Frauen, Kinder und einen Pudel mit Rheuma.«

Miller ging davon aus, dass Indianas übrige männliche Patienten ihm ähnelten und eher für die mit ihr verbrachte Zeit

als für ihre fragwürdigen Heilmethoden zahlten. Jedenfalls war das für ihn der einzige Grund gewesen, zum ersten Mal die Praxis in Büro Nr. 8 aufzusuchen, und um Missverständnisse zu vermeiden, gestand er das Indiana während ihrer dritten Sitzung, auch weil die anfängliche Anziehung in eine respektvolle Zuneigung gemündet war. An die Skepsis gegenüber ihren Behandlungsmethoden schon mehr oder weniger gewöhnt, hatte sie gelacht und ihm versichert, er werde seine Meinung in zwei, drei Wochen ändern, wenn er die Wirkung spürte. Ryan wettete um ein Abendessen in seinem Lieblingsrestaurant: »Wenn du mich heilst, zahle ich, wenn nicht, zahlst du«, weil er sie gern einmal in einer Umgebung treffen wollte, die einem Gespräch zuträglicher war als diese beiden von der allwissenden Shakti bewachten Schuhschachtelräume.

Sie hatten sich 2009 auf einem der verschlungenen Waldwege im Samuel P. Taylor State Park kennengelernt, unter uralten Baumriesen. Indiana hatte die Fähre über die Bucht von San Francisco genommen und im Marin County auf dem Rad etliche Kilometer bis zum Park zurückgelegt, weil sie für eine Mehrtagestour nach Los Angeles trainierte, an der sie in wenigen Wochen teilnehmen wollte. Im Prinzip hielt sie Sport für ein sinnloses Tun, und die eigene Fitness war ihr herzlich egal, aber die Tour fand im Rahmen einer Anti-Aids-Kampagne statt, ihre Tochter Amanda wollte unbedingt mitfahren, und sie konnte sie unmöglich allein hinhinlassen.

Sie hatte kurz angehalten, um Wasser aus ihrer Flasche zu trinken, stand mit einem Fuß auf dem Boden, war aber nicht ganz vom Rad abgestiegen, als Ryan Miller mit Attila, dessen Leine er am Gürtel festgehakt hatte, an ihr vorbeilief. Sie bemerkte den Hund erst, als der sie fast über den Haufen rannte, und erschrak so sehr, dass sie in ihr Fahrrad verheddert hinfiel. Unter tausend Entschuldigungen half Miller ihr auf und drehte das Vorderrad wieder gerade, während sie

sich den Staub von den Kleidern klopfte und mehr Augen für Attila als für die eigenen Blessuren hatte, denn noch nie in ihrem Leben hatte sie ein derart hässliches Tier gesehen: von Narben überzogen, kahle Stellen an der Brust, mehrere Zahnlücken im Maul, dafür zwei draculahafte Reißzähne aus Metall, und ein Ohr sah aus wie mit der Schere zerfleddert. Sie kraulte dem Hund mitleidig den Kopf und wollte ihm einen Kuss auf die Nase drücken, aber Miller hielt sie brüsk davon ab.

»Nein. Nicht mit dem Gesicht ran. Attila ist ein Kriegshund.«

»Was für eine Rasse?«

»Reiner Malinois, Belgischer Schäferhund. Eigentlich feiner und kräftiger als ein Deutscher Schäferhund und hat zusätzlich den Vorteil, dass der Rücken gerade ist und sie keine Hüftleiden haben.«

»Was ist mit dem armen Kerl passiert?«

»Er hat eine Minenexplosion hinter sich«, sagte Miller und tauchte sein Halstuch in das kühle Wasser des Bachs, in dem er in der Woche zuvor Lachse hatte springen sehen, die sich zum Ablachen stromaufwärts kämpften.

Miller hielt Indiana das nasse Tuch hin, damit sie die aufgeschürften Stellen an ihren blanken Beinen säubern konnte. Er selbst trug eine lange Trainingshose, ein Sweatshirt und etwas, das wie eine kugelsichere Weste aussah und zwanzig Kilo wog, wie er ihr erklärte; er trainiere damit, und ohne sie fühle er sich dann im Wettkampf federleicht. Sie setzten sich zum Reden zwischen die dicken Wurzeln eines Baumes, unter dem aufmerksamen Blick des Hundes, der jede Bewegung seines Herrchens verfolgte, als erwartete er einen Befehl, und bisweilen seine Nase zu der Frau hinschob, um unauffällig an ihr zu riechen. Ein warmer Nachmittag, es duftete nach Kiefern und Waldboden, die Strahlen der Sonne brachen wie Lanzen durch die Baumkronen, Vögel sangen, Insekten summten, Wasser plätscherte über die Steine im

Bachbett, und der Wind wisperte in den Zweigen. Eine Liebesromankulisse, wie gemacht für eine erste Begegnung.

Miller war bei den Navy Seals gewesen, einer mit den geheimsten und gefährlichsten Operationen betrauten Spezialeinheit der Streitkräfte. Seine Gruppe, Seal Team 6, sollte im Mai 2011 das Wohnhaus von Osama bin Laden in Pakistan stürmen. Einer seiner früheren Kameraden würde den Anführer von al-Qaida töten, aber davon ahnte Miller natürlich noch nichts, denn was zwei Jahre später geschah, hätte allenfalls Celeste Roko mithilfe ihrer Planeten vorhersehen können. Miller war 2007 aus dem Dienst ausgeschieden, nachdem er im Kampf ein Bein verloren hatte, was ihn aber nicht daran hinderte, an Triathlon-Wettkämpfen teilzunehmen, wie er Indiana erzählte. Bisher hatte sie ihn weniger angesehen als seinen Hund, aber jetzt bemerkte sie, dass eins seiner Beine in einem Laufschuh endete und das andere in einer gebogenen Schaufel.

»Das ist ein Flex-Foot Cheetah, benannt nach der schnellsten Raubkatze der Welt«, sagte er und zeigte ihr die Prothese.

»Wie macht man die fest?«

Er schob das Hosenbein hoch, und sie besah sich die Halterung um den Beinstumpf.

»Die Prothese ist aus Kohlefaser, leicht und optimal geformt, damit hätte Oscar Pastorius fast nicht an den Olympischen Spielen teilnehmen dürfen, weil die Cheetahs ihm einen Vorteil gegenüber den anderen Läufern verschafften. Das ist das Modell fürs Laufen. Ich habe andere Prothesen für Wandern und Radfahren«, sagte der Ex-Soldat und fügte nicht ganz uneitel hinzu, er sei damit technologisch auf dem neuesten Stand.

»Hast du Schmerzen in dem Stumpf?«

»Manchmal, aber anderes schmerzt mehr.«

»Zum Beispiel?«

»Sachen von früher. Aber genug von mir, erzähl mir was über dich.«

»So was Interessantes wie ein künstliches Bein habe ich nicht zu bieten, und meine einzige Narbe kann man nicht vorzeigen. Als Kind bin ich mit dem Hintern in einen Stacheldraht gefallen.«

Für Indiana und Ryan verging die Zeit im Park unter Attilas forschendem Blick wie im Flug. Sie sprachen über dies und das, und Indiana erzählte über sich, halb im Ernst, halb im Scherz, ihre Glückszahl sei acht, ihr Sternzeichen Fische, ihr Planet Neptun, Wasser ihr Element und ihre Steine der durchscheinende Mondstein, der den Weg der Intuition weist, und der Aquamarin, der durch Träume leitet, den Geist öffnet und die Güte fördert. Sie legte es nicht darauf an, Miller zu verführen, denn sie war seit vier Jahren in Alan Keller verliebt und zur Treue entschlossen, andernfalls hätte sie das Gespräch irgendwann auf Shakti gebracht, Göttin der Schönheit, Sexualität und Fruchtbarkeit. Die Erwähnung dieser Attribute lockte jeden Mann aus der Deckung – sie war heterosexuell –, sofern ihre überwältigende Körperlichkeit allein dazu nicht ausreichte, doch über Shaktis sonstige Eigenarten verlor Indiana bei solchen Gelegenheiten lieber kein Wort, denn als göttliche Mutter, Urkraft und Verkörperung der heiligen weiblichen Stärke schlug Shakti die Männer eher in die Flucht.

Für gewöhnlich ließ sich Indiana über ihre Heilmethoden nicht weiter aus, weil es ihr mehr als einmal passiert war, dass einer vorgab, ihren Ausführungen über kosmische Energie aufmerksam zu lauschen, ihr dabei aber bloß ins Dekolleté linste. Dieser Navy Seal flößte ihr allerdings Vertrauen ein, und sie gab ihm einen Überblick über das, was sie tat, obwohl es, so in Worte gefasst, selbst in ihren Ohren wenig überzeugend klang. Miller fühlte sich mehr an Voodoo als an Medizin erinnert, heuchelte jedoch großes Interesse, weil die Frau ihm damit einen willkommenen Vorwand bot, sie wiederzusehen. Er erwähnte die Krämpfe, die ihn nachts

heimsuchten und die manchmal dazu führten, dass er mitten in einem Wettkampf wie gelähmt war, und sie empfahl eine Kombination von Heilmassagen und Banane-Kiwi-Shakes.

Die beiden waren ins Gespräch vertieft, und die Sonne sank bereits, als Indiana klar wurde, dass sie die Fähre nach San Francisco verpassen würde. Sie sprang auf die Füße und verabschiedete sich eilig, aber Ryan Miller hatte seinen Pickup am Parkeingang stehen und erbot sich, sie mit zurück in die Stadt zu nehmen. Der Wagen war völlig übermotorisiert, hatte Reifen wie ein LKW, eine Reling auf dem Dach und einen Fahrradgepäckträger, und auf der Beifahrerbank lag ein dickes Hundekissen aus rosa Samt mit Bommeln, das weder Miller noch Attila je ausgesucht hätten; Millers Geliebte, Jennifer Yang, hatte es ihnen in einem Anflug chinesischen Humors geschenkt.

Drei Tage später wurde Miller nur deshalb in der Ganzheitlichen Klinik vorstellig, weil er die Fahrradfahrerin wiedersehen wollte, die ihm nicht aus dem Kopf gegangen war. Indiana entsprach in nichts seinem Beuteschema, er neigte eigentlich zu kleinen asiatischen Frauen wie Jennifer Yang, die nicht nur einen gehobenen Managerposten bei einer Bank bekleidete, sondern gleich eine ganze Reihe von Klischees bediente – Teint wie Elfenbein, Haar wie Seide und so zierlich gebaut, dass man Mitleid bekam. Indiana dagegen war der Inbegriff der überdimensionierten Amerikanerin, vor Gesundheit und guten Absichten strotzend, was ihn gewöhnlich gähnend langweilte, aber aus irgendeinem Grund schien sie ihm unwiderstehlich. Seinem Freund Pedro Alarcón beschrieb er sie als »opulent und verlockend«, was in dessen Ohren nach zu fettigem Essen klang. Als Miller sie ihm wenig später vorgestellt hatte, sagte Alarcón, Indiana erinnere ihn mit ihrem ausladenden Sopranistinnenbusen, der blonden Mähne und den übertriebenen Kurven und Wimpern an die eher komische Sinnlichkeit der Chicagoer